

Inhalt

Vorwort	5
Steinzeit	10
1962 bis 1966 Vier Jahre für die Ewigkeit	
1967 bis 1969 Heftige Krisen und grandiose Triumphe	17
1970 bis 1977 Die Achterbahnfahrt	24
1978 bis 1983 Quantensprünge	31
1984 bis 1988 Auf des Messers Schneide	35
1989 bis 1999 Zehn Jahre Gigantomanie	40
2000 bis 2007 A Bigger Bang und Tourneemarathon	54
2008 bis heute On with the show ... and good health to you	61
Die Akteure	73

Mick Jagger Das Phänomen	76
Keith Richards Die Legende	89
Brian Jones Der Mythos	99
Charlie Watts Das Unikat	107
Bill Wyman Das Missverständnis	111
Mick Taylor Das Phantom	117
Ron Wood Der Joker	121
Nur einer kommt durch Projektionen auf die Rolling Stones	126
Sieben Leben Ursachen einer unendlichen Geschichte	133
Wenn das Wesentliche nicht wahrgenommen wird Über den künstlerischen Wert von Stones-Musik	143
Von Musiker zu Musiker Dirk Schlömer über das Meisterwerk „Brown Sugar“	150
Von der Wiege bis zur Bahre Über junge und alte Wilde	154

Vorwort

Ich muss elf Jahre alt gewesen sein, als mir die Stones zum ersten Mal begegneten. Bei meiner Oma im Zimmer saß ich und guckte in ihren Schwarz-Weiß-Fernseher. Da sprangen sie mich an. Fünf Typen in wilder Kriegsbemalung, böse, im Gegensatz zu üblichen Entertainern nie lächelnd, stattdessen bedrohlich, brandgefährlich, verwegen, exotisch, völlig anders als alles, was man je gesehen hatte. Sie spielten „Jumpin` Jack Flash“, eine Rocknummer, die einem nur so um die Ohren geschlagen wurde, ob man wollte oder nicht. Der Spuk war nach drei oder vier Minuten vorbei, aber so was hatte der kleine Frank noch nie gesehen. Ich war zwar tief beeindruckt, aber am nächsten Tag war das TV-Erlebnis wieder vergessen. Nicht viel später sah ich in der „Tagesschau“ den Bericht über das Hyde Park-Konzert. Da waren sie also wieder, diese merkwürdigen Gestalten, die zuletzt noch auf Omas Sofa für ziemliches Erstaunen gesorgt hatten. Dann war erst mal eine Weile Ruhe. Nach einem Intermezzo auf Schloss Wittgenstein kam ich 1970 zurück nach Köln und ging dort ins Gymnasium Zollstock, wo ich auf eine ungewöhnlich große Zahl an eigenbrötlerischen Individualisten traf. Einer von ihnen, Thomas Schneider, der für die Titelbildidee dieses Buchcovers verantwortlich zeichnet, fragte mich eines Tages, ob man ins Kino gehen solle. Dort würde ein Film namens „Gimme Shelter“ laufen, der die letzte Amerikatournee der Rolling Stones dokumentiert. Ich

ging mit und sah mir den Streifen an. Obwohl „Gimme Shelter“ alles andere als ein PR-Produkt für die Stones war, verschlug es mir die Sprache. Ohne sagen zu können, was mich an der Sache wirklich faszinierte, kam ich auf den Trip.

Wiederum zwei Jahre später, 1973, sah ich in der Kölner Sporthalle mein erstes Stones-Konzert. Es fand nachmittags statt, abends sollte noch ein weiteres Konzert an gleicher Stelle stattfinden. Als ich aus der Halle kam, wusste ich: Das muss ich noch mal sehen, hatte allerdings keine Karte für die Abendvorstellung. Also schlich ich um die Sporthalle herum, die Lücke suchend. Irgendwann lief mir ein Bekannter über den Weg, der offenbar ähnliches wie ich vorhatte. Er sagte: „Kein Problem. Wir steigen über die Mauer und sind drin.“ Die Mauer war mindestens drei Meter hoch und obendrauf versprach widerlicher Stacheldraht ein Weiterkommen zu verhindern. Der Typ nahm allerdings Anlauf und sprang, einer Katze gleich, an der Mauer hoch. Er stand wie selbstverständlich oben und forderte mich auf, es ihm gleich zu tun. „Kumm Jung, is ganz einfach.“ Ich habe keine Ahnung mehr, wie ich es geschafft habe, ebenfalls auf den Saum der Mauer zu gelangen, auf jeden Fall war ich ebenfalls oben - und dann sprang man in die Tiefe. Auch das überlebte man komischer Weise. Ab da war es ein Kinderspiel, in die Halle zu gelangen. Eine riesige Stahltür konnte einfach aufgeschoben werden, so dass man unterhalb der hölzernen Tribünenaufbauten in die Sporthalle gelangte, ohne auf irgendeinen Ordner zu treffen. Ich habe also auch das zweite Konzert gesehen, obendrein auf lau! Die volle Live-Dröhnung innerhalb weniger Stunden.

Warum packte einen damals das Stones-Fieber? Die Musik mag eine wichtige Rolle gespielt haben, die war cool, die war anders als all der andere Kram, aber das war nicht der entscheidende Punkt. Entscheidend war die Attitüde der Band. Fünf unterschiedliche

Gestalten, die einem vorlebten, wie man es auch machen konnte. Sie lebten vor, dass man sich nicht anpassen musste, dass man sein Ding durchziehen konnte, wenn man nur wollte und wenn man den nötigen Biss dazu besaß. Also probierte man es. Kam man ins Straucheln, konnte man sich zurückziehen und Stones hören, das baute wieder auf, mindestens bis zur nächsten Konfrontation mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Sie wurden Wegbegleiter, Brüder im Geiste, Stützen wider Willen. Immer wieder sagten sie, dass sie keine Vorbilder seien. Das war das Beste, was sie tun konnten, denn es führte einem plastisch vor Augen, dass man auf sich selbst gestellt ist, es allein schaffen muss. Eine Art Anleitung zur Selbstständigkeit.

Als ich 1981/82 das erste und einzige Mal in meinem Leben als Chefredakteur der deutschen Ausgabe des „Rolling Stone“ fest angestellt arbeitete, waren seither einige Jahre vergangen. Nach Anzahl der Lebensjahre war man erwachsen, tatsächlich aber noch längst nicht. Die Stones traf eine gewisse Mitschuld daran, denn eines hatte man sich bewahrt: den Glauben daran, dass es immer so weitergehen kann, sie lebten es schließlich vor. 1981 gingen sie auf die bis dahin größte Tournee aller Zeiten, Millionen Menschen wanderten in den USA zu ihren Konzerten. Ich saß an der Quelle der Berichterstattung. Gleich im Anschluss an die Zeit als Chefredakteur des „Rolling Stone“ stürzte ich mich in ein waghalsiges Abenteuer. Es sollte auf eigenes Risiko ein Magazin zur damals bevorstehenden Europatournee der Stones erscheinen. In naiver Blauäugigkeit begab ich mich an das ambitionierte Projekt. Das Magazin sollte die ersten Fotos vom Auftaktkonzert auf deutschem Boden in Hannover enthalten, darüber hinaus ein paar weitere Infos zur Band - und das war's im Wesentlichen. Das Ganze wurde in einer höllisch hohen Auflage an die Kioske im gesamten deutschsprachigen Raum gekarrt. Irgendwie

klappte das alles einigermaßen. Ein Wahnsinnsprojekt für einen damals knapp 25jährigen, ich hatte mehr Glück als Verstand. Am Ende ging die Sache sogar finanziell auf und bedeutete den Startschuss für meinen Verlag.

1990 zur „Urban Jungle“-Tour wiederholte sich das ganze Spektakel, nur wesentlich professioneller, letztendlich auch erfolgreicher. 1995 und 1998 erschienen dann richtig aufwendig gemachte Magazine, deren journalistischer Content auch den eigenen Ansprüchen genügte. „Rolling Stones – Die Dokumentation“ (1995) und „Rolling Stones – Mythos, Legende, Phänomen“ (1998) waren Großprojekte mit einem satten Werbeaufkommen und hohen Auflagen, die bundesweit plus in Österreich und der Schweiz im Zeitschriftenhandel vertrieben wurden. Ich hätte es 2003 gerne wiederholt, aber das Tabakwerbeverbot kam dazwischen.

Die Rolling Stones blieben auch danach im eigenen Leben eine Konstante, manchmal sogar ein Halt oder ein Anker. Dies obwohl ich kein Fan bin. Fan kommt von Fanatismus. Ich bin nicht fanatisch, wegen nichts. Ich brauche keine noch so tolle Rockband, um klar zu kommen. Es kann sogar sein, dass ich dieses Nicht-Fanatisme durch sie habe. Komm selbst klar, sei Du selbst, verbiege Dich nicht, so kann man ihre Botschaft - sofern sie überhaupt eine haben auch auffassen. Wenn es etwas gibt, wofür man dankbar ist, dann ihre Weigerung, sich irgendwelchen, angeblich unumstößlichen Gesetzen zu beugen, was auf heute bezogen fast noch stärker gilt als ehedem in den 70iger Jahren.

Das Mysterium Rolling Stones beschäftigte mich Zeitlebens mal mehr mal weniger stark. Man macht sich Gedanken dazu und da m. E. noch nicht alles über sie gesagt oder geschrieben wurde, entschloss ich mich dieses Buch zu machen. Ob das, was auf den

folgenden Seiten zum Ausdruck kommt, wirklich gesagt werden musste, können nur Sie entscheiden. Es ist ein Angebot. Take it or leave it.

Beste Grüße und hoffentlich viel Vergnügen beim Lesen!

A handwritten signature in blue ink, appearing to read 'Frank Steffan'. The signature is fluid and cursive, with the first name 'Frank' and the last name 'Steffan' clearly distinguishable.

Frank Steffan

Köln, im Mai 2022

Wenn das Wesentliche nicht wahrgenommen wird

Über den künstlerischen Wert von Stones-Musik

Vielleicht in zwanzig, vielleicht auch erst in 200 Jahren, könnte ein Musikprofessor um die Ecke kommen und sagen: „Da gab es mal eine ziemlich bekannte Band, die war vor allem deshalb weltbekannt, weil sie für Rebellion, für Skandale und für unglaubliche Superlative stand. Diese Band nannte sich The Rolling Stones und über die wurde nur in diesen Zusammenhängen berichtet. Über ihre Musik wurde dagegen wenig gesagt, mit ihr hat man sich auch nicht großartig beschäftigt. Aber das sollte man tun, denn man hat etwas wirklich Wichtiges vergessen!“

Dieser fiktive Professor könnte eine überfällige Debatte anstoßen. Tatsächlich stehen die Rolling Stones musikalisch für Krach, für primitive Krawallmusik, für schlichte, aber immerhin wirkungsvolle Minimalkompositionen. Wahrscheinlich dürfte ein nicht unerheblicher Teil des Stones-Repertoires musikwissenschaftlich unbedeutend sein, auch wenn weniger oftmals mehr ist, vor allem im Ohr

des Hörers. Sicherlich gibt es im Gesamtwerk der Stones eine nicht geringe Zahl an Songs, die man als „Füllmaterial“ bezeichnen könnten, weil es ähnliche Nummern vorher bereits von ihnen gegeben hat, nur eben besser oder origineller. Das sei alles konstatiert. Es gibt jedoch auch eine nicht zu vernachlässigende Anzahl an Songs, die, sogar aus musikwissenschaftlicher Sicht, durchaus als herausstechende Besonderheiten bezeichnet werden können, nicht nur aus ihrem Repertoire, sondern aus der Musikrichtung Rock als solcher. Es sind Glanzlichter, die entweder Pionierarbeit leisteten oder die einen solch hohen Gehalt an Eigenständigkeit, Originalität, ja sogar Genialität besitzen, dass es angezeigt ist darauf hinzuweisen. Beschäftigt man sich vor diesem Hintergrund mit den Rolling Stones, dann lassen sich über die sechs Jahrzehnte hinweg in allen Epochen solche Schätze finden. Was nun ein solcher Schatz ist, darüber könnte man streiten. Der Schatz muss nicht unbedingt anders als das sein, was man allgemein hin als „Stones-Musik“ charakterisiert. Wohl aber sind die Ausnahmefälle, die ganz anders klingenden Werke am ehesten geeignet, um die Sache zu erklären. Das gesamte Repertoire durchzugehen, würde den Rahmen sprengen, es sollte reichen, auf ein paar außergewöhnliche Werke aus der Feder von Mick Jagger und Keith Richards hinzuweisen.

Im Frühjahr 1966 erschien das Album „Aftermath“. Es war die erste LP-Produktion, die ausschließlich Jagger/Richards-Kompositionen enthielt. Den Smash-Hit a la „Satisfaction“ enthielt „Aftermath“ nicht, dafür aber eine Fülle an überdurchschnittlichen Songs. „Mother’s Little Helper“, „Under My Thumb“ oder „Lady Jane“ dürften die bekanntesten sein. Darüber hinaus stach „Out Of Time“ hervor, genau so wie „Think“, wobei „Think“ bereits die Experimentierfreunde der Band auf „Aftermath“ unterstrich. Völlig aus dem Rahmen fiel jedoch „Goin’ Home“. Der Song läuft über satte 11 Minuten, 35 Sekunden. Es hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt noch niemand getraut, einen Song so lange auswalzen, ohne Gefahr zu

laufen, dem Hörer zu überfordern oder gar auf die Nerven zu gehen. Das war Neuland und auch ein nicht zu unterschätzendes Risiko. „Goin` Home“ beginnt denn auch wie eine Art Standardsong und hätte durchaus auch nach drei oder vier Minuten enden können. Dann wäre es ein mehr oder weniger durchschnittlicher Song gewesen, den man nicht weiter beachten müsste, denn inhaltlich geht's um wirklich Banales. Statt dessen steigert sich die Band immer weiter in eine Improvisationsphase, die mit der Eingangsstruktur von „Goin' Home“ immer weniger zu tun hat. Ein Spannungsbogen ist vorhanden und in diesem Rahmen gehen alle Beteiligten aus sich heraus. Jagger scheint seine Lyrics aus der Stimmung heraus loszulassen, Watts trommelt nach purem Gefühl und Richards wie auch Jones spielen sich gegenseitig die Bälle bei diesem Improvisationsmarathon zu. Diese ursprünglich sicherlich nicht beabsichtigte Art, den Song in ganz andere Bahnen zu lenken, ist nicht nur riskant gewesen, es ist auch der sichtbare Ausdruck ihrer damals immer stärker aufkeimenden Musikalität.

Einer ihrer bekanntesten Songs, „Gimme Shelter“, ist eine andere, noch viel größere Perle. „Gimme Shelter“ erschien als Eröffnungsnummer von „Let It Bleed“ im Jahr 1969. Als die LP auf den Markt kam, wurde „Gimme Shelter“ zwar durchaus wahrgenommen, aber von Kritikerkreisen so gut wie gar nicht gewürdigt. Gewürdigt wurde „Gimme Shelter“ demgegenüber vom Publikum umso mehr, schon ab dem Erscheinen und hieraus konnte sich eine Art Kultstatus entwickeln. Das fast einminütige Intro des Songs ist so andersartig und in sich so stimmig, dass es auch die Botschaft aus einer anderen Galaxie sein könnte. Nachdem Jagers ungemein intensiver, unter die Haut gehender Gesang einsetzt, entwickelt sich „Gimme Shelter“ zu einem Klangebilde, das zwar wie bei einem normalen Rocksong instrumentiert ist, aber eigentlich keinen stilistischen Vorgaben folgt. Es ist eine nicht definierbare Musik, für sich alleine stehend, aus sich selbst heraus vorwärtstrebend und nicht wirklich in irgendeine

Schublade einsortierbar. „Gimme Shelter“ ist einfach nur „Gimme Shelter“, ein eigenständiges Werk, ohne Vergleichsmöglichkeit. Dass es sich um Rockmusik handeln könnte, diese Vermutung ergibt sich aus zwei Dingen. Zum einen drehen sich die dunklen Lyrics um Krieg, Mord, Vergewaltigung und zum anderen entwickelt sich das Spiel von Charlie Watts zu einer immer furioser werdenden, unglaublich kraftvollen Dynamik. Alles andere, vor allem die Gitarrenarbeit, klingt wie von einem anderen Stern und passt in kein bekanntes Schema, auch Jagers Harmonika-Beitrag klingt anders als eine Mundharmonika. Der fulminante Gesangspart von Merry Clayton tat ein übriges, um „Gimme Shelter“ in eine andere, unbekanntere Dimension zu beamen.

Was sich im Studio beim Spielen und Abmischen von „Gimme Shelter“ zugetragen hat, war eine absolute Sternstunde. Diese Sternstunde geschah genau ein Mal. Es gibt eine Reihe von Live-Versionen, die grandios sind, aber das Studio-Original wurde dennoch nie erreicht, geschweige denn übertroffen. Derartiges gibt es bei den Stones höchst selten. Meistens haben sie es hinbekommen, Studio-Versionen live zu übertreffen, bei „Gimme Shelter“ wird das wohl nicht gelingen (können). „Gimme Shelter“ ist nie als Single erschienen und hat dennoch im Laufe der Jahrzehnte diesen beachtlichen Stellenwert erklimmen können.

Auf „Let It Bleed“ befindet sich mit „Monkey Man“ sogar noch ein zweites, musikalisches Juwel, das allerdings nicht ganz an die Güteklasse von „Gimme Shelter“ heranreicht. Auch „Monkey Man“ steht für sich ganz alleine, ist ein echtes Meisterwerk nicht wirklich katalogisierbarer Musik. Der Song geriet nach seiner Veröffentlichung, im Gegensatz zu „Gimme Shelter“, in völlige Vergessenheit. Die Stones selbst erinnerten sich der Komposition und spielten sie 1994/95 erstmals live. Die Live-Version steht der Studio-Version in nichts nach.

„Can't You Hear Me Knocking“ von „Sticky Fingers“ dämmerte ebenfalls lange Zeit in einer Art Dornröschenschlaf vor sich hin, obwohl es eine durch und durch ungewöhnliche, ja geniale Nummer ist, die sich in zwei Teile gliedert. Der erste Teil ist eine Hardrock-Nummer, die an Schärfe nichts zu wünschen übrig lässt, die von einem messerscharfen Riff getragen wird. Das Gitarrenriff ist eigentlich so prägnant, dass es in einer Reihe mit „Satisfaction“ oder „Jumpin' Jack Flash“ genannt werden müsste. Dem ist aber nicht so und daran ist der geniale, zweite Teil wohl ursächlich schuld. Unbeabsichtigt nahm man nach dem Einspielen von „Can't You Hear Me Knocking“ die anschließende Spontansession auf, und offenbar wunderte man sich später selbst ob des Dargebotenen. Ohne vorheriges Drehbuch entwickelte sich ein magisches Zusammenspiel aus Gitarre, Schlagzeug, Bass und Saxophon. Dass man trotzdem, quasi blind, einen roten Faden fand, ist ein besonderes Mysterium dieser Aufnahme. Vergleichbares hat es seither weder von den Stones noch von anderen Bands gegeben. „Can't You Hear Me Knocking“ kennt zwar jeder echte Stones-Fan, aber in die Breite wirkte der Song nie. Das änderte sich erst 2001, als der Song den Film „Blow“, mit Johnny Depp in der Hauptrolle, einläutete. Im Anschluss daran versuchte man verschiedentlich, „Can't You Hear Me Knocking“ auch live zu spielen. Bis auf das meistens viel zu lahm gespielte Riff-Intro, gelang es den Stones sogar, den Sessionpart beeindruckend echt hinzubekommen. Vor allem Ron Wood verblüffte mit den von ihm nachgespielten Mick Taylor-Soli. Nicht umsonst trat Mick Taylor später bei seinen Auftritten zum 50igsten genau bei dieser Nummer auf die Bühne.

Ebenfalls auf „Sticky Fingers“ befindet sich „Moonlight Mile“. Der Song beschließt die bahnbrechende LP in idealer Weise. Es ist ebenfalls eine in kein Schema passende Komposition, die durch ihre Eigenwilligkeit besticht. Tragendes Element sind hier die Streicher und natürlich die Drums. Jagger singt nicht wie ein Rockstar, er passt

sich dem Flow der Musik an und er macht das ausgesprochen unaufdringlich. Bei allem künstlerischem Gehalt, den „Moonlight Mile“ sicherlich besitzt, gelingt es den Stones, durch geschickte Breaks eine Eingängigkeit zu erzeugen, obwohl in diesem Falle die Grundmuster kompliziert sind.

„Goats Head Soup“ war eine der meist kritisierten Alben der Stones, weil vieles zu trivial klang und fast jeder Song in anderer Form schon mal besser eingespielt worden war. Und trotzdem befindet sich mit „Winter“ ein Meisterwerk darauf. Der schlichte Titel benennt einen großen Wurf. „Winter“ ist ebenfalls schwer zu katalogisieren, es könnte ebenso gut eine zeitlose Filmmusik sein. Auch hier sind die Soli von Mick Taylor das Salz in der Suppe. Gleichwohl verlässt „Winter“ nicht die Strukturen eines „normalen“ Songs, aber es ist vom Arrangement her ein Meisterstück.

Ähnlich verhält es sich mit „Fingerprint File“ von „It’s Only Rock’n Roll“. Man könnte „Fingerprint File“ als eine Art eigenwilligen Funksong bezeichnen, ohne ganz falsch damit zu liegen. Was hier besticht, ist die Dramaturgie des Songs und der ungemein variable Gesang und Sprechgesang von Jagger. Der Song datiert von 1974 und kann durchaus als prophetisch gelten. Was im Text beschrieben wird, ist die vollkommene Überwachung des Menschen durch den Menschen mittels Technik. Digitalisierung kannte man damals noch nicht, aber es hört sich fast so an, als wenn Jagger all das bereits geahnt hätte. „Fingerprint File“ könnte man als besonders geschickt und intelligent zusammengeschaubten Song charakterisieren und die Einzigartigkeit dennoch verneinen. Bei „Time Waits For No One“ von der gleichen LP geht das allerdings nicht. Hierbei handelt es sich erneut um einen Song, der unvergleichlich ist und zudem stilistisch in keine einzige Schablone passt. „Time Waits For No One“ ist ein echtes Gesamtkunstwerk, bei dem alles außergewöhnlich ist. Der Songaufbau ist es, Mick Taylors Soli sind es, der

Sound ist es und die Leichtigkeit mit der etwas ganz Besonderes geschaffen wird, ist es erst recht. Bei „Time Waits For No One“ hat man nie den Versuch unternommen das Werk live zu reproduzieren. Vermutlich sind sich die Stones darüber im Klaren, dass das bei diesem Unikat ein schier hoffnungsloses Unterfangen wäre.

Es dürfte insgesamt um die 300 veröffentlichte Jagger/Richards-Kompositionen geben. Die stilistische Spannweite des bisherigen Gesamtwerks ist enorm. Zwar überdecken die ganz großen Hymnen, die zumeist auf einem einprägsamen Gitarrenriff fußen den breiten Bogen, es lohnt sich aber, diese völlig aus dem Rahmen fallenden Werke aufzuspüren, an sich heranzulassen und bewusst wahrzunehmen. Die Rolling Stones waren musikalisch gesehen oftmals Vorreiter. Lange bevor jemand die Sache auf dem Schirm hatte, begaben sie sich nach Jamaika, ließen sich vom Reggae inspirieren, veröffentlichten 1979 Peter Tosh's „Bush Doctor“ auf Rolling Stones Records, sie ließen sich vom Samba beeinflussen, was sich stark bei „Sympathy For The Devil“ niederschlug, sie ließen Folk, Country nah an sich ran, ja selbst Jazzelemente kommen dann und wann bei ihnen vor.

Songs wie „Shattered“, „Undercover“, „Continental Drift“, „Moon Is Up“ oder „Might As Well Juiced“ kennt fast niemand außerhalb der eingefleischten Stones-Gemeinde, die gar nicht mal so riesig ist, wie angenommen wird. Auch diese Songs fallen aus dem Rahmen und verdeutlichen, dass die Rolling Stones tatsächlich einen nicht gerade geringen Beitrag zur Fortentwicklung moderner Musik geleistet haben.

Vielleicht stellt der eingangs erwähnte, fiktive Musikprofessor ja mal eine Compilation der innovativsten und außergewöhnlichsten Stones-Songs zusammen. Man wäre ziemlich überrascht. An der Zeit wäre es heute bereits.